

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Bauer, Kerstin

Die Köchin, der Botschafter und die schöne Helena

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Prolog

Eigentlich bin ich ganz anders. Aber ich komme so selten dazu. Damit will ich nicht sagen, dass ich eigentlich eine Superfrau bin. Denn wenn ich das wäre, dann wäre ich praktisch perfekt und könnte mich nicht mehr weiterentwickeln. Aber genau das möchte ich. In so vieler Hinsicht. Und entwicklungsfähig, das ist mein Leben immerhin. Dieser Gedanke hält mich aufrecht. Ansonsten ist meine Biographie alles andere als aufregend. Ich heiße Mascha Braun und bin Comiczeichnerin. Ob ich erfolgreich bin, möchten Sie wissen? Na ja, Erfolg ist relativ. Mein Name ist in der Szene nicht gerade wahnsinnig bekannt, und ich verdiene auch nicht allzu viel. Aber immerhin werden meine Comics in einigen Zeitungen gedruckt. Und was bedeutet schon Geld? Die Hauptsache ist schließlich, dass ich meine Miete bezahlen kann.

Gut, diese Miete ist nicht besonders hoch. Ich wohne in einem eher schäbigen Altbau, wo die Wände so dünn sind, dass man stets genau über das Sexualleben seiner Nachbarn unterrichtet ist. Aber es ist meine erste eigene Bude, und mir gefällt es dort. Vielleicht ist meine Wohnung nicht superklasse eingerichtet. Doch ich habe alles, was ich brauche: die alte Einbauküche, die ich von meinem Vormieter übernommen habe, mein Bett mit dem kaputten Lattenrost, meinen uralten Zeichentisch vom Flohmarkt, meinen orangefarbenen aufblasbaren Plastiksessel, der so gemütlich ist und den meine Mutter einfach scheußlich findet ... Alles ganz nette, durchaus brauchbare Sachen. Doch, meine Wohnung ist echt cool. Zum Glück, denn dort

halte ich mich die meiste Zeit über auf. Und das praktisch immer allein. Nicht, dass ich darunter leide oder so. Ich bin eine Einzelgängerin, ehrlich.

Mit meinen Nachbarn komme ich ebenfalls gut aus. Schön, vielleicht nicht mit allen. Es gibt Leute im Haus, die das hartnäckige Gerücht verbreiten, dass die vielen leeren Whiskyflaschen in den Glasboxen neben den Mülltonnen ausschließlich auf meine Kappe gehen. Das ist schlichtweg eine Frechheit. Ich mache mir nämlich rein gar nichts aus Alkohol. Ich trinke nur, wenn ich nachts aufwache und nicht mehr einschlafen kann. Oder wenn ich mich mal ausnahmsweise schrecklich einsam fühle. Oder wenn mich die Panik befällt, dass mir die Ideen für meine Comics ausgehen könnten oder dass mir sämtliche Zeitungen nur noch Absagen erteilen.

Doch das ist wirklich die große Ausnahme. Ansonsten ist mein Seelenleben absolut stabil und gefestigt. Zwar träume ich insgeheim immer davon, dass es irgendeinem Pharmakonzern endlich gelingt, ein Antidepressivum in Form eines Brotaufstrichs mit Nutellageschmack zu entwickeln, aber im Grunde lehne ich Medikamente ab. Außer Aspirin gegen Katergefühle natürlich.

Ja, mein Leben ist im Lot. Eine schrecklich nette Familie habe ich auch. Gut, das Verhältnis zu meiner Mutter ist etwas überschattet von der Tatsache, dass ich Comiczeichnerin und nicht, wie sie es gewünscht hat, Chirurgin geworden bin. Genau das wäre nämlich ihr eigener Berufswunsch gewesen. Bis heute hat sie es nicht verkraftet, dass weder ihr Vater noch irgendeine Universität ihr die Möglichkeit gegeben hat, Medizin zu studieren. Und das, obwohl sie doch einen so glänzenden Hochschulabschluss gemacht hat. Eigentlich ist sie gelernte Köchin, arbeitet aber seit vielen Jahren als ungelernete Kraft in einer Apotheke und betont bei jeder Gelegenheit, dass sie nur äußerst ungern kocht.

Mein Vater ist ein netter Kerl. Er verkauft Gebrauchtwagen und geht jeden Samstag für meine Mutter einkaufen. Einen Führerschein hat sie nämlich auch nicht. »Bevor nicht überall Gummibäume gepflanzt werden, kriegt mich keiner ans Steuer«, sagt sie immer.

Dann ist da noch mein Bruder Nicki. Eigentlich heißt er Nicolas. Er ist jetzt siebzehn Jahre alt, also dreizehn Jahre jünger als ich. Ein echter Nachzügler. Auf ihn hat meine Mutter all ihre Hoffnungen gesetzt. Aber ich weiß nicht so recht ... Er schleppt sich mühsam von einer Versetzung zur nächsten, und besonders seine Englischnoten sind unter aller Kanone. Mami hat großes Verständnis dafür. Sie selbst spricht kein Wort Englisch. »Diese Sprache wird total überbewertet«, meint sie. »Selbst wenn man mal ausnahmsweise einen Engländer auf dem OP-Tisch hat, muss man sich doch mit ihm nicht gleich in seiner Muttersprache unterhalten. Er ist ja dann sowieso nar kotisiert!«

Sie sehen, die Bilanz meiner Lebenssituation ist durchaus positiv. Mir geht es richtig gut. Vermute ich jedenfalls. Denn oftmals merke ich nicht viel davon ...

Eigentlich, und das habe ich ja bereits erwähnt, bin ich ganz anders. Eine sensible junge Frau, die sich nach Romantik sehnt. Die sich nicht mit Geldsorgen und schnöden Alltagsproblemen abgeben will. Ich wünschte, mein Name wäre nicht Mascha Braun. Ich hätte gerne einen Namen, der poetisch und nicht so sehr nach Maschendrahtzaun klingt. In dem winzigen Kaff, in dem meine Eltern seit dreißig Jahren leben, wimmelt es nur so von Maschendrahtzäunen – und die passenden Nachbarn gibt's gleich gratis dazu ... Warum, glauben Sie, bin ich von dort wohl weggezogen?

Ich träume von einem kleinen Cottage, das von smaragdgrünen Hügeln umgeben ist, ich möchte schlichte, aber fröhliche Menschen in meiner Nachbarschaft, ich möchte einen Mann,

der mich genauso vergöttert wie ich ihn, und ich wünsche mir, dass so hirnrissige Sendungen wie Big Brother ein für alle Mal von der Bildfläche verschwinden.

Ja, ich weiß, das klingt nicht gerade zeitgemäß. Es sind ja auch alles bloß Träume. Aber es gibt verschiedene Möglichkeiten, seine Träume auszuleben. Zum Glück habe ich eine Möglichkeit für mich entdeckt.

Doch davon später ...

Kapitel 1

Es war ein heißer Nachmittag im Juli. Eigentlich hatte ich mir eingebildet, dass mir ein Spaziergang gut tun würde, aber nach zwei Stunden in der abgasverseuchten Stadthitze war ich froh, endlich wieder glücklich vor meinem schäbigen Altbaumiets- haus zu stehen. Na, und jetzt, in der prallen Julisonne sah es gar nicht mal sooo schäbig aus. Hier war mein Heim, meine süße kleine Wohnung, meine Höhle, in der ich mich wie ein schutzloses Jungtier vor der bösen, bösen Welt da draußen verkriechen konnte. Hier war mir alles vertraut: der Fahrstuhl, der seit drei Jahren außer Betrieb war und den kein Mensch reparieren wollte, die ausgelatschten Treppenstufen, die fünf steilen Treppen, die mir garantiert irgendwann einen Herzinfarkt bescheren würden, meine Wohnungstür, von der an allen Stellen der Lack abblätterte, das verrostete Schloss, das mich jedes Mal befürchten ließ, dass mein Wohnungsschlüssel gleich abbrechen musste, mein winziges Apartment – allein schon dieses Wort klang viel zu hochtrabend für diese Billigbude ... Ja, hier war ich geborgen, hier war alles überschaubar, hier gab es

keine unangenehmen Überraschungen, alles war ganz genau wie immer und ...

»O mein Gott, was ist denn das?«, schrie ich.

Ich ließ meinen Schlüssel fallen, meine Umhängetasche glitt mir von der Schulter, meine Beine knickten förmlich unter mir ein, und mein Hintern landete ziemlich unsanft auf dem zerkratzten Linoleum. Mich traf beinahe der Schlag. Fassungslos und völlig außer mir starrte ich zu der Zimmerdecke empor.

Rein theoretisch zumindest. Denn dort, wo eigentlich die Decke sein sollte, klappte jetzt ein riesengroßes Loch.

Ich weiß nicht, wie lange ich dort hockte und wie betäubt diese Bescherung um mich herum anglotzte. Meine Wohnung sah wie eine Baustelle aus. Mein frisch bezogenes Bett war mit Schutt übersät. Mein orangefarbener Plastiksessel war staubgepudert. Mein Zeichentisch war zusammengebrochen. (Ich war bloß kurz davor.) Aber meine Zeichnungen hatten die Katastrophe überlebt. Als hätte ich es geahnt, hatte ich sie alle sorgfältig in einen Eckspanner gelegt. (Der nun ebenfalls staubgepudert war.)

Irgendwann begann sich mein Salzsäulenzustand zu lösen. Von einer Sekunde zur nächsten verwandelte ich mich in eine rasende Furie und begann hemmungslos zu kreischen:

»Spikey! *Spiiiiiii - keyyyyyyyyy!!!*«

Ein verlegen grinsendes Gesicht erschien dort, wo eigentlich eine Zimmerdecke sein sollte und wo nun nicht mehr viel davon zu erkennen war.

»Hi, Mascha-Schatz«, sagte Spikey. »Du hast es also schon gesehen, ja?«

»Das kann man ja wohl schlecht übersehen!«, brüllte ich.

»Stimmt«, musste Spikey zugeben.

»Was hast du denn bloß gemacht, du Idiot?«, schrie ich.

»Hey, nun bleib mal ganz locker, Mädchen«, beschwichtigte

Spikey. »Das lässt sich doch alles in Ordnung bringen. Ist schließlich kein Beinbruch.«

»Mir wäre es lieber, du hättest dir ein Bein gebrochen!«, heulte ich los. (Oder von mir aus auch deinen Hals, setzte ich in Gedanken hinzu.)

»Hey, sieh es doch mal von der positiven Seite«, gab sich Spikey unbeeindruckt. »Sei froh, dass du nicht zu Hause warst, als es passierte. Dann wäre dir der ganze Schutt vielleicht auf den Kopf gefallen!«

Dieser Gedanke tröstete mich nicht so sehr, wie er es womöglich hätte tun sollen.

»Und freu dich doch, dass du dir keine wertvolle Einrichtung leisten kannst«, laberte Spikey weiter, »die wäre jetzt nämlich komplett am Arsch!«

»Mir ist schon ganz schlecht vor lauter Freude!«, erwiderte ich dumpf.

»Warte mal kurz«, entschied er, »ich komme zu dir runter. Dann können wir besser reden.«

Angst, dass ich ihm mit einem stumpfen Gegenstand den Schädel einschlagen könnte, schien er merkwürdigerweise nicht zu haben.

Spikey war nicht nur der zufällige Mieter über mir, er war auch gleichzeitig der Neffe des Hausbesitzers. (Der übrigens in einem schicken Bungalow am Stadtrand wohnte.)

Eigentlich war der gute Spikey – keine Ahnung, wie sein richtiger Name lautete – mit dem Posten des Hausmeisters bekleidet worden. Was für ihn praktisch keinerlei Bedeutung hatte, aber dem Hausbesitzer ein reines Gewissen bescherte. So konnte ihm immerhin keiner nachsagen, dass er seine Immobilie vernachlässigte, nicht wahr? Ob er wohl sehr erfreut sein würde, wenn er hörte, was sich sein Neffe da geleistet hatte? Wohl kaum.

»Hallöchen, ich bin da«, ertönte gerade Spikeys fröhliche Stimme im Treppenhaus.

Ich riss die Tür auf, packte ihn am Kragen, zerrte ihn mit einem gewaltsamen Ruck in meine Wohnung und klatschte ihn unsanft mit dem Rücken gegen die Wand.

»Sag mir sofort, wie das passiert ist, oder ich bin gezwungen, dir weh zu tun!«, drohte ich.

Spikey lächelte überrascht. Seine Stimme klang freudig erregt:

»Hey, ich hab dich immer für eine total spröde Person gehalten, aber wenn du auf Sadomaso stehst, dann leg los!«

Ich legte nicht, ich ließ ihn nur los. Gewalt war schließlich keine Lösung, und im Grunde war Spikey kein so übler Kerl. Vielleicht ein bisschen blöd. Und ziemlich promisk veranlagt. Und vielleicht ein wenig zur Perversion neigend. Doch zumindest gehörten wir beide derselben Spezies an.

Ich angelte eine Schachtel Zigaretten aus meiner Umhängetasche und ließ mich in den verdreckten Sessel fallen. Jetzt war sowieso schon alles egal.

»Spikey«, sagte ich müde, »der einzige Schweinkram, der mich im Moment interessiert, ist dieser Saustall hier. Erzähl mir, was passiert ist. *Bitte!*«

»Aaaalso«, begann er, »du kennst doch meine Freundin.«

Ich nickte und fragte mich insgeheim, welche er wohl gerade meinte.

»Ja, weißt du, wir stehen total auf diese kleinen Rollenspiele. Sie ist die strenge Krankenschwester, und ich bin der hilflose Patient. Oder sie ist die Personalchefin, und ich flehe sie um einen Job an. Oder sie ist die Lehrerin, und ich bin der ungezogene Schüler. Das ist unser Lieblingsspiel. Ich habe nämlich so erregende Erinnerungen an meine Schulzeit. Die Lehrer mochten mich nicht, aber ich war furchtbar in diese eine Lehrerin verknallt. Sie hatte rote Haare und wirklich gigantische, aber absolut wohlgeformte Möp...«

»Ich will das nicht hören«, schrie ich, »komm endlich zur Sache!«

Ich hatte mich geirrt. Der Kerl war *ziemlich* übel.

Spikey sah zwar etwas gekränkt aus, fuhr aber gehorsam fort:

»Ich wollte meine Freundin überraschen. Mit so einem Schülertisch. Du weißt doch, diese Tische, die es früher gab, die am Boden festgeschraubt waren. Das hätte fabelhaft zu unserer Lehrerin-Schüler-Spiel gepasst. Aber mit einer normalen Bohrmaschine ging das irgendwie nicht, und da hab ich mir den Bohrer von einem Kumpel ausgeborgt, der auf einer Baustelle arbeitet. Na, und plötzlich brach einfach der Boden durch. Das war alles.«

Ich starrte ihn unheilvoll an.

»Findest du, dass dies der richtige Augenblick ist, um mich zu verarschen?«

Eine Sekunde lang sah Spikey ehrlich überrascht aus. Dann begann er zu lachen.

»Okay, okay, es war ein Versuch. Wollte bloß mal deine Reaktion testen. Aber jetzt mal ernsthaft: Ich wollte mit so einem Riesenbohrer ein paar kaputte Kacheln entfernen und die dann durch neue ersetzen. Hat leider nicht geklappt.«

Diese Version erschien mir auch nicht viel glaubwürdiger.

»Wenn ihr auf perverse Spielchen steht, dann hätte deine Freundin dich lieber mit Handschellen ans Bett fesseln und den Schlüssel ins Klo schmeißen sollen«, entgegnete ich bissig.

Spikey hob bedauernd die Schultern.

»Ich weiß nicht, ob die Idee so besonders gut ist. Die Klos in diesem Haus sind doch sowieso dauernd verstopft!«

»Wir müssen jedenfalls sofort deinen Onkel informieren«, instruierte ich ihn energisch, um dieser schlüpfrigen Diskussion ein Ende zu bereiten. »Ich werde ihn gleich mal anrufen.«

»Geht nicht«, wehrte Spikey ab, »der ist nicht zu Hause.«

»Nicht? Wann glaubst du, dass er wiederkommt?«

»Irgendwann im September«, lautete die wenig tröstliche Antwort.

»September«, rief ich entgeistert, »aber das sind ja noch fast zwei Monate!«

»Mein Onkel verbringt den Sommer in der Toskana«, berichtete Spikey. »Er hat sich dort ein todschickes Ferienhaus gemietet.«

Toll. Die Toskana für Onkel Mayerhofer und eine Baustelle für mich.

»Und da heißt es immer, es gäbe im Leben eine ausgleichende Gerechtigkeit«, murmelte ich bitter.

»Ah-ja«, staunte Spikey, »wer sagt denn so was?«

»Alle, die nicht mit dir in einem Haus leben müssen!«, schrie ich ihn an.

Vielleicht regte sich in diesem Moment doch so etwas wie ein Gewissen in Spikey.

Vielleicht hatte er Mitleid mit mir und meinem aufgelösten Zustand. Vielleicht wollte er aber auch einfach nur nach oben gehen und sich »Verbotene Liebe« im Fernsehen anschauen.

»Hier«, sagte er und zog sein Handy aus der Hosentasche, »die Nummer meines Onkels ist eingespeichert.«

Typisch. Monsieur Spikey hatte ein Handy, und ich hatte keins. Der größte Luxus, den ich mir gönnte, war ein popeliger Anrufbeantworter, auf dem fast nie eine Nachricht für mich war!

»Erfreut wird mein Onkel ja nicht sein«, vermutete er, »er will nur im äußersten Notfall belästigt werden!«

»Und wann ist dieser Notfall für dich eingetreten?«, fragte ich eisig. »Wenn du das Haus dem Erdboden gleichgemacht hast?«

Spikey schwieg. Wenigstens etwas.

»Mayerhofer – wer stört?«, tönte eine genervte Stimme an mein Ohr.

»Herr Mayerhofer, hier ist Frau Braun, eine Ihrer Mieterinnen. Es tut mir Leid, dass ich Sie in Ihrem Urlaub stören muss, aber

es ist etwas Furchtbares passiert! Ihr Neffe hat ein Loch in seinen Fußboden bzw. in meine Zimmerdecke gebohrt. Mit einer Bohrmaschine!«

»Ach nee«, kicherte Mayerhofer, »hat er den Quatsch mit der Schulbank jetzt allen Ernstes durchgezogen? Ich dachte immer, das wäre nur einer seiner blöden Witze!«

»Witz hin oder her, er hat mit einer riesigen Bohrmaschine ...«

»Natürlich braucht er dazu eine Bohrmaschine«, meinte mein Vermieter gelangweilt, »denken Sie etwa, so etwas kann man mit einem Korkenzieher machen? Ist doch kein Grund, mich hier anzurufen. Wenn der Lärm Sie belästigt hat, dann schnauzen Sie gefälligst Spikey an und nicht mich.«

»Sie verstehen nicht«, rief ich aufgeregt, »er hat wirklich ein Loch in meine Decke gebohrt und jetzt ...«

»Klar, ein Loch für die Schrauben«, seufzte Mayerhofer enerziert, »seien Sie doch nicht so schockiert, Kindchen. Gut, Spikey mag ja etwas abartig veranlagt sein, aber trotzdem, was soll denn die ganze Aufregung, jedem Tierchen sein Pläsierchen, wie ich immer sage ... Wieso nur ein Loch? Braucht man für so ein Schulpult nicht vier Löcher?«

»Glauben Sie mir«, sagte ich bedeutungsvoll, »für vier solcher Löcher ist in dieser Decke kein Platz!«

Herr Mayerhofer hatte keine Lust mehr.

»Sonst noch was, oder kann ich auflegen?«, fragte er.

»Das Loch ist so groß, dass ein ganzes Klavier hindurchpassen würde!«, rief ich.

Am anderen Ende blieb es erst mal still.

»Sind Sie noch dran?«, erkundigte ich mich unsicher.

»*Spikey*«, tönte es mit einem Mal mit Trommelfell-vibrierender Lautstärke an mein Ohr, »*ich bring dich um, du verdammter Hurensohn!!!*«

Na endlich, er hatte die Sachlage geräfft. Hochbefriedigt reichte ich das Handy an Spikey weiter und teilte ihm mit: